

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Stasiuk, Andrzej
Beskiden-Chronik

Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42929-7

SV

Andrzej Stasiuk
BESKIDEN-CHRONIK

Nachrichten aus Polen und der Welt

Aus dem Polnischen von
Renate Schmidgall

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Kroniki beskidzkie i światowe* im Verlag Czarne, Wołowiec.

Erste Auflage 2020

© Andrzej Stasiuk, 2018

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42929-7

BESKIDEN-CHRONIK

Die Gesichter von Krynski

Leon Tarasewicz rief an und sagte, ich solle nach Krynski zum Trialog kommen. Den Trialog in Krynski organisierte seit Jahren Sokrat Janowicz.

Für ein paar Tage trafen sich dort Leute aus Polen, aus Weißrussland und anderen Teilen der Welt, um zu reden. Hauptsächlich über Kultur. Janowicz war letzten Winter gestorben, aber der Trialog sollte weitergehen. Also rief Tarasewicz an, ich solle kommen. Ich sage:

»Lonik, okay, sofort, aber ich hab noch nie was von Janowicz gelesen.«

»Macht nichts. Wenn du die tausend Kilometer hinter dir hast, wirst du was lesen.«

Es sind fünfhundertachtzig Kilometer in eine Richtung, die Kilometerzahl stimmte also. Ich setzte mich ins Auto und fuhr los.

Er musste es nicht zweimal sagen. In diese Richtung immer. Am östlichen Rand Polens entlang. Mit einem ordentlichen Umweg, denn zuerst musste ich nach Hrubieszów, um dort den gelben Faden der Straße Nummer 816 zu erwischen, und dann die Landkarte hoch, mit all den Namen: Husynne, Horodło, Skryhiczyn, Dorohusk, Wola Uhruska, Dołhobrody, Jabłeczna, Kodeń; der Bug zur Rechten so nah, dass man manchmal den dunkelgrünen Wasserspiegel sieht. Ab Włodawa kann man sich schon Weißrussland vorstellen – dieses unbekannte, beunruhigende Land. Das verriegelte Tor des Ostens. Das wirkt immer auf die Phantasie:

Es ist quasi zum Greifen nah, aber du kommst nicht einfach so rein, kannst keinen kurzen Abstecher machen. Das Landschaftsbild ist dasselbe, die Menschen sind ähnlich, der Bug fügt die Landschaft eher zusammen, als dass er sie spaltet; aber über der anderen Seite liegt etwas Düsteres.

Hinter Terespol wurde es dunkel. Die Halle des Grenzbahnhofs leuchtete bläulich. In Siemiatycze verwechselte ich die Straßen und fuhr Richtung Bielsk und Białystok statt Richtung Hajnówka. Vielleicht war es auch besser so, denn schon ab Supraśl ging es immer tiefer in Nacht und Wald hinein. Bisweilen glomm auf der einen oder anderen Seite etwas auf, aber es verschwand schnell wieder, wie ein Irrlicht. Um Mitternacht waren wir da, auf dem grünen Marktplatz. Man konnte im Kreis fahren, zwischen Bäumen, wie auf einem Waldweg. Im Dickicht der Blätter flackerten irgendwelche goldenen Lichtlein. Es war vollkommen still; alle waren schlafen gegangen, weil sie sicher waren, es würde nichts mehr geschehen. Denn was sollte am Ende des Landes um Mitternacht schon geschehen?

Am nächsten Tag schwänzte ich. Auf dem Sofa in der kaukasischen Synagoge saß ich meine Zeit in Gesellschaft der Schriftsteller ab, und dann machte ich mich davon. Direkt bis an die Grenze, an die Swislatsch. In den Sümpfen standen weiß-rote Pfähle. So war es nirgends mehr. Weder im Norden noch im Westen noch im Süden. Nur hier. Im Osten war das Weiß-Rot mächtig in den Schlamm gerammt. Von den Moränenhügeln über Ozierany erstreckte sich die Aussicht weit auf die andere Seite hinüber. Dort war nichts; das Gleiche wie hier, aber sie bewachten die sumpfigen Übergänge. Ich dachte nicht einmal daran, es auszuprobieren. Ich betrachtete nur die weite Landschaft. Hügel für Hügel, Kamm für Kamm, Waldstreifen für Waldstreifen blickte ich in die Tiefe des Blaus, in die Tiefe des Ostens. Sie be-

wachten die schöne Heide, damit niemand auf die Idee kam, sie sich näher anzusehen.

Ozierany lag friedlich in den letzten Zügen. Es träumte seinen letzten Traum. Unkraut überwucherte es. Kletten und Disteln sprengten die Höfe, die morschen Zäune plusterten sich geradezu auf. Weder ein Tier noch ein Auto. Eine alte Frau saß auf einer Bank. Auf einer anderen wiegte sich apathisch ein ausgemergelter, geistesabwesender Mann. Und gleich dahinter, hinter den Bänken, hinter den Wänden der toten Scheunen standen diese weiß-roten Pfähle.

Es gibt Orte, an denen man das Gefühl hat, am Ende angekommen zu sein. Am Ende des Landes, am Ende der Zeit. Das Gefühl, dass das Angetroffene gerade sein Dasein aushaucht, dass es sich verausgabt hat und nichts mehr kommen wird. Dass aus diesem Alten nichts Neues entstehen, dass es keine Veränderung mehr geben wird. So war es in Ozierany. Die Dorfstraße war einst aus rotem Stein gebaut worden. In den Zwischenräumen des Katzenkopfpflasters hatte sich Gras breitgemacht. Die Straße wurde immer schmäler. Die Leute konnten kaum mehr gehen, die Autos kaum mehr fahren. Ich trieb mich eine oder anderthalb Stunden in der Gegend herum und traf unterwegs auf ein einziges Auto. Darin saßen uniformierte Grenzer, aber das Nummernschild war kein amtliches. Ich fuhr auf einen Hügel und hielt Ausschau nach der Swislatsch, aber Weiden verdeckten die Sicht aufs Wasser. Manche Vögel flogen nach Weißrussland, andere kamen von dort. Die Felder zwischen dem Dorf und dem Fluss wuchsen mit Unkraut zu.

Zehn Kilometer östlich lag Grzybowszczyzna, das Dorf des Propheten Elias oder auch Ilja, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Dorf Wierszalin gegründet hatte, ein Neues Jerusalem, und zusammen mit seinen Anhängern auf den Weltuntergang wartete. Er hatte eine or-

thodoxe Kirche gebaut, und die Gläubigen beteten zu Ikonen, auf denen er abgebildet war. Der Abend brach schon an, als ich versuchte, die Kirche und das Dorf Grzybow-szczyzna zu finden. Ich irrte auf sandigen Wegen umher. Es wurde immer später und immer schöner. Nebel stieg über den tiefliegenden Wiesen auf, und der dunkelgoldene Schein des Sonnenuntergangs ging alchemistische Verbindungen mit dem grünen Schimmer der Erde ein. Die Holzhäuschen, die kleinen Schweine- und Kuhställe, die Weiler, die zerbrechlichen Zufluchtsorte des Urwaldvolkes – alles erstrahlte in einem übernatürlichen Licht, dick und warm wie Honig. Hat der Prophet Elias dieses Jerusalem gesehen, als er auf dem Feuerwagen in den Himmel von Podlasie aufstieg? Wer weiß. Der Weltuntergang kam am 17. September 1939 in Gestalt der sowjetischen Armee. Sie brachten Elias in ein Lager in der Nähe von Irkutsk, aber angeblich soll er im Osten bis ins hohe Alter gelebt haben. Den Weg habe ich nicht gefunden. Erst ein Traktorfahrer, dem ich begegnete, zeigte ihn mir. Aber es war schon fast Nacht, der Wald sah schwarz aus, wie verbrannt, und ich musste zurück.

Wir frühstückten im Garten von Sokrat Janowicz. In der Sonne, auf weißen Tischdecken, zwischen Hunderten von blühenden Dahlien. Presskopf, Pasteten, Blutwurst, Schinken, gefüllte Eier, vor Ort gebackenes Brot, Kuchen. Stieglitze, Graummern, Buchfinken und Spatzen pickten die Krümel von den Tischen. Wir wärmten uns in den herbstlichen Sonnenstrahlen. Es war wie bei einem podlachischen Tschechow, einem Michalkow des Kreises Sokółka.

Um mir vor der Fahrt ein bisschen die Füße zu vertreten, machte ich mich zu einem letzten Spaziergang auf. An dem kreisrunden Marktplatz, an dem zwölf Straßen zusammenlaufen, fand ich ein Antiquariat. Es wurde von K. geführt, einem der bekanntesten, vielleicht dem bekanntesten polni-

ischen Anarchisten. Es gab Tausende Bücher und etwa sieben Hunde. Hier wurde auch gefrühstückt. Aber nicht auf Tschechow'sche Art. Die Genossen saßen um den Schreibtisch herum, tranken Spiritus und hörten auf dem Computer anarchistische Lieder auf Russisch. Es war wie bei Babel in der Erzählung *Bei unserem Väterchen Machno*. Ach, man sollte alles hinschmeißen, alles abgeben, den Schlüssel, den Führerschein, dachte ich, sich dem Chor anschließen und in Krynski bleiben.

Kronos

Alle schreiben darüber, also werde auch ich schreiben. Schaden kann's nicht.

Umso mehr, als ich, von einer seltsamen Intuition geleitet, das Buch gekauft habe. Dabei habe ich nie zuvor »lautete« Bücher gekauft, denen Gerüchte vorauseilten, die schon vorher heiß diskutiert wurden. Und wie sich in der Regel herausstellte, hatte ich damit Recht. Aber diesmal habe ich es gekauft, und ich lese. Ein bisschen von hinten, ein bisschen von vorne suche ich Seiten mit möglichst wenigen Anmerkungen aus. Das ist ungünstig, wenn man sich auf Kontinuität einstellt, auf abgeschlossene Sätze, auf in Form gebrachte Gedanken, das heißt überhaupt auf Literatur. Doch in diesem Buch stößt jemandem das Leben auf. Vielleicht ist es sogar der Versuch, das Leben eins zu eins abzubilden. Im Jahr 1938: »Im September München« und »die eine war geil, gab es zu, ihre Füße stanken«.* Ich lese halbherzig, ohne die Hoffnung, irgendetwas zu erfahren. Denn ich habe ihn nie besonders aufmerksam gelesen. Keiner der Romane ging an mich ran. Zu viele Purzelbäume, zu viele Salti Mortali und schriftstellerische Autoerotik. Mit den Tagebüchern ging es etwas besser, aber letztlich war ich bequemerweise damit einverstanden, dass er ein großer Schrift-

* Hier und im Folgenden zit. nach: Witold Gombrowicz: *Kronos. Intimes Tagebuch*. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. München 2015, S. 42, 284, 275.

steller war, und ich hatte meine eigenen, die mir mehr unter die Haut gingen oder am Herzen lagen. Später habe ich irgendwo die Aufzeichnung seiner Stimme gehört, wie er etwas liest oder über etwas spricht. Ein hoher, schriller Ton, schon total unmännlich und noch lange nicht weiblich. Wie mit Styropor über Glas. Ich stellte mir vor, wie er mit dieser Stimme zu mir spricht, mich zu überzeugen oder zusammenzustauen versucht, und ich bekam Gänsehaut. Oder dass er mir vorliest, was er geschrieben hat. Danach habe ich nie wieder zu einem Buch von ihm gegriffen.

Bis jetzt; jetzt lese ich für mich selbst, und diese unerträgliche Stimme ist auf unerklärliche Weise verstummt. Ich lese die Wörter. Lautlos. Allein die Bedeutungen oder Bilder. Im Oktober 1968: »Am 18. frühmorgens, vielleicht gegen 8.00, rannte ich aufs Klo, paff, es ging daneben, und die Hose war versaut, ich ging daran, sie sauber zu machen.« Allein diese Bilder, die die Stimme übertönen. Anschaulicher als jeder Gedanke. Also? Beste Prosa? Behauen, zugerichtet, die puren Tatsachen? Stärker kann man nicht mehr schreiben? Wie er sich kratzt, weil es ihn juckt, wie es ihn beutelt, wie es ihn mit Geschwüren übersät, wie er stinkt, weil es ihn bläht, wie er ununterbrochen Pülverchen und Flüssigkeiten schluckt, weil er kaum Luft bekommt. Namen von Medikamenten werden aufgezählt, die Dosis notiert, die Ausdehnung der Ausschläge und Ekzeme beschrieben. Wen geht das etwas an? Wer mag solche Ekelhaftigkeiten? Für ihn war das sicher interessant, diese Beobachtungen: Wer er war, wer er ist und in was er sich verwandelt. Aber auch für uns ist es interessant.

Was führt uns zum Tod? Mit Sicherheit die Biologie. Doch was umfasst sie? Woraus besteht ihre menschliche Variante? Aus Ereignissen, scheint der Autor zu sagen. Daher erinnert dieses Tagebuch in der Tat an ein Verzeichnis. Wäre es

ein ideales Werk, kämen darin alle Begegnungen, Personen, Honorare, Krankheiten, Medikamente, Einkäufe, Besuche, Interviews, Konflikte, jeder Betrug und jede Niederlage vor. Zum Glück retten Gedächtnis und Faulheit uns vor solchen Aufgaben. Uns – die Leser, und sie – die Autoren. Außer der reinen Buchhaltung und Statistik ist alles, was aufgeschrieben wurde, auf irgendeine Weise eine Konzession an die Literatur. Immer liebäugelt er ein bisschen mit ihr. Ein Jahr vor der Verunreinigung der Hose notiert er: »Ich werde unter den ersten sechs für den Nobelpreis genannt, bekommen hat ihn Asturias.«

Das ist es, was am meisten berührt, was irritiert und lächerlich wirkt: diese pingelige Buchhalterei der Karriere, die unablässige Aufzeichnung der Schwankungen an der literarischen Börse, so pedantisch wie das Verzeichnis der Temperatur, abgelesen vom Thermometer unter der Achsel. Er saß im *Göttlichen Buenos* und später in Vence und lauschte seinem Gedärm und dem Medienrummel. Er horchte auf Symptome der Krankheit und auf den eigenen Namen. (Stellen wir uns bloß vor, wie sein Leben und Horchen im Zeitalter des Internets ausgesehen hätte.) Immer neue Siege, Erfolge, Ausgaben, Notizen und Rüffel, wie Perlen auf den unsichtbaren Lebensfaden gereiht. Ein Abzählreim, dank dem das herbeigesehnte Prestige zunimmt und die Zeit und die Kraft abnehmen. Register. Bilanz. Null Illusion. Es gibt kein Multiplizieren oder Dividieren, nur Addieren und Subtrahieren. Namen von Liebhabern und Liebhaberinnen, Summen in Dollar, Franc und Peso – nichts davon steigt in einen höheren Rang auf. Es ist geschehen und wurde notiert. Wir blättern weitere Seiten um in dem seltsamen Gefühl von Vergänglichkeit, das jedoch nichts mit Veränderung zu tun hat. Vielleicht ist es ein Resultat der Methode – denn dies ist kein Tagebuch, sondern ein Verzeichnis aus zeit-

licher Perspektive, ein rückwärts geschriebenes Tagebuch. Daher scheint es, dass der Autor (der Erzähler, der Held) fast ebenso alt geboren wird, wie er stirbt. In anderen Worten, sein Leben erscheint vollkommen uninteressant. Nicht nur für ihn selbst, als er gelebt hat, sondern auch für uns, wenn wir sein Leben betrachten.

Aber vielleicht ist das der tiefere Sinn dieses überaus seltsamen Werkes: Macht euch keine Illusionen, was das Leben anbelangt. Es besteht nur aus Ereignissen, die ihr immer wieder addieren könnt. Doch es gibt keine Summe und keine Summa. Es gibt nur den Tod. Und die einzige Aufgabe der Ereignisse ist es gewesen, diesen aufzuschieben.

Witold Gombrowicz: *Kronos*. Kraków 2013.

Topol

Ach, dieser Jáchym. Er kam irgendwann mit drei anderen zu uns. Abgerissen, verdreckt, mit museumsreifen Rucksäcken auf dem Rücken. Sie blieben vor der Gartentür stehen und sagten: »Wir sind die Trottel aus Prag.«

Er und seine drei Freunde, darunter ein Bulgare. Die Grenzen waren damals noch bewacht, an den Übergängen standen auf der einen wie auf der anderen Seite die gleichen finsternen Grenzschützer, aber die »Trottel aus Prag« kamen über die grüne Grenze. Durch die Wälder, über die Berge, vom slowakischen Regetovka aus zu dem roten Grenzpfad, und auf der polnischen Seite kamen sie zwischen Konieczna und Zdynia auf die Asphaltstraße. Das jedenfalls erzählten sie. Wir machten eine riesige Pfanne Rührei. Dann entzündeten wir ein Lagerfeuer unweit des Hauses. Wir tranken slowakischen Borovička, Wacholderschnaps (ich habe ihn seither nicht mehr in den Mund genommen und weiß, dass ich das nie wieder tun werde), und hörten die ganze Nacht Musik von rumänischen Zigeunern. Die Morgendämmerung fand uns neben dem erloschenen Feuer im nassen Gras schlafend. Wir machten ein zweites Mal eine große Pfanne Rührei, und die »Trottel aus Prag« traten zu Fuß den Rückweg in ihre Heimat an.

Oder eines Abends irgendwo in Deutschland auf einem Festival. Wir freuten uns so sehr über unser Wiedersehen, dass Jáchym seine schon ein halbes Jahr währende Abstinenz unterbrach. Ein ähnliches Geschenk konnte ich ihm

nicht machen, und so nahm ich ihn nur in mein Apartment mit (es war ein Schloss, ich glaube, in Sachsen), das an die tausend Quadratmeter und fünf Bäder hatte, und wir spielten Verstecken. Mitten in der Nacht beschlossen wir, uns zwecks Auffüllung der Vorräte in die Küche zu schleichen, aber wir wurden erwischt, und die Schlosswache geleitete uns zurück zu unseren Betten unter goldenen Baldachinen.

Dieser Topol ... Als ich seine *Schwester* las, hatte ich den Eindruck, ich träumte einen verrückten Traum. Aber ich wusste, dass es sein Traum war, nicht meiner. Ich durfte nur daran teilhaben. Mit anderen Worten, ich beneidete ihn um *Die Schwester* in dieser süßen Art und Weise, die an Liebe erinnert. Ich war ganz einfach in *Die Schwester* verliebt. In ihre wilde Schönheit, ihre unbändige Energie. Verliebt in den Paroxysmus, der es erlaubte, eine mächtige und verrückte Geschichte in einem Atemzug zu erzählen. Auf den Spuren dieser Geschichte fuhr ich nach Ubl'a, wo sich der slowakisch-ukrainische Grenzübergang befand. Ubl'a stellte, Topols Vision zufolge, eine Mischung aus Hölle und Vergnugungspark dar. Doch dort war so gut wie nichts. Kurz gestutzte Gärtchen, schlaftrige Nachmittagshitze und ein paar Autos in der Schlange.

»Weißt du, ich war nie dort«, sagte er mir später. »Ich habe einfach das östlichste Kaff der Tschechoslowakei auf der Karte gesucht.«

Und dann *Die Teufelswerkstatt*. Sie ist – ich glaube im Frühjahr [2013] – bei W.A.B. erschienen. Das Buch hat 190 Seiten. Die Handlung spielt in der Gegenwart im tschechischen Theresienstadt, das heißt, in Terezín, und in Weißrussland, und wie das bei Topol so ist: Buffo, Karikatur, eine Achterbahn der Groteske, unterfüttert mit dem schwärzesten Schwarz, direkt aus der Wirklichkeit entlehnt. Eine Gruppe von hauptsächlich jungen Leuten – einige aus dem Wes-

ten angereist, einige Einheimische – verwandelt das Museum des Konzentrationslagers in eine Popkultur-Maschine zum Geldverdienen. Da gibt es bedruckte T-Shirts, Ghetto-pizza, da gibt es »therapeutische Sitzungen« für die Nachfahren der ermordeten Juden ... Auf den T-Shirts ist ein Porträt von Kafka mit der Aufschrift: »Wenn Kafka länger gelebt hätte, wäre er hier ermordet worden.« Aus der ganzen Welt kommen Journalisten und Rucksacktouristen, denen in Nepal und Goa langweilig geworden ist. Daraus entsteht eine Art Woodstock der postmodernen Gegenkultur. Die Klientel raucht Gras, liegt auf den Pritschen herum, auf denen einst die Gefangenen gestorben sind, und unternimmt eine Reise ins eigene Innere und in die Geschichte. Es sieht ganz so aus, als ob die *holocaust holidays* ewig währen würden, doch nein: Die Steuerbehörde greift ein, weil sich das Ganze in einer Grauzone abspielt. Der Protagonist und Erzähler muss nach Weißrussland abhauen.

All das klingt nach einem üblichen Spaß, aber es ist todernst. Und zweideutig. Die Popkultur hat uns bis ins Mark durchdrungen. Wie ein Tumor greift sie unsere Identität und unser Gedächtnis an. Natürlich können wir uns von ihr abwenden und in einem Elfenbeinturm leben. Aber wenn wir dann der Welt etwas zu sagen haben, wenn wir ein Quäntchen Erinnerung retten wollen, wird sie uns nicht verstehen. Damit sie uns zuhört, müssen wir schwafeln, müssen uns das Gelaber der Popkultur aneignen, ein Geschwätz, das auch den Dümmlsten zugänglich ist. Davon erzählt Topol.

In Weißrussland ist es kalt und öde. Das Land hat sein Los noch nicht gezogen. Im 20. Jahrhundert musste es von allen europäischen Ländern den größten Bevölkerungsverlust hinnehmen, und es hat nichts davon. Russland hat Stalin und den Sieg, Holland hat seine Holzschuhe, sogar das trostlose Polen hat sich berappelt und hat sein Auschwitz

mit ein paar Millionen Besuchern jährlich. Und so wird unser tschechischer Erzähler als Koordinator des Programms »Weißrussland Horror Trip« eingestellt – ein weißrussischer Jurassic-Horrorpark. Er soll die titelgebende *Teufelswerkstatt* einrichten, in der Ortschaft Chatyn (dort, wo auch *Komm und sieh* von Elem Klimow spielt, der größte Kriegs-film, den ich je gesehen habe). Die Leichen sollen ausgegraben, konserviert und mit Hilfe moderner Technologien teilweise belebt werden. Sie sollen den Besuchern ihre Geschichte erzählen. Tausende, zig Tausende von Geschichten, Hunderttausende von Leichen, um die weite Welt in die touristische Wüste Weißrussland zu locken ... Das Ende gebe ich natürlich nicht preis. Topol ist ein Visionär. Er sieht das Schlimmste und das Wahrste voraus: Wir werden alles verraten, einschließlich der Erinnerung, nur um uns zu amüsieren, denn Langeweile ist schlimmer als der Tod.

Ich denke nichtt, dass die einheimischen Liebhaber historischer Rekonstruktionen Topol lesen. Ich glaube, sie lesen außerhalb des eigenen rekonstruierten Gebiets eher wenig. Ein Radymno mit einer Imitation des Massakers von Wolhynien muss nicht gleich eine Teufelswerkstatt sein, aber auch bei Topol beginnt es mit einer unschuldigen Ghettopizza. Erst später folgt die Auferweckung der Toten mit technologischer Hilfe – einfach, damit der weltweite Pöbel sich nicht langweilt. Seien wir wachsam: Die Zeit, da unsere Toten, in Zombies verwandelt, uns retten werden, ist nicht mehr fern.

Mariusz Kargul

Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich ihn kennengelernt habe.

Vor sechs oder sieben Jahren. Er lud mich zu einer Lesung in einer Buchhandlung in Krasnystaw ein. Ich fuhr hin, obwohl ich nicht wusste, wer er war, um was für eine Buchhandlung es ging und überhaupt. Sicher hat mich Krasnystaw gereizt, das ich zwar nur von der Molkerei her kannte, aber es liegt im Osten – und wie man weiß, verheißt der Osten Abenteuer.

Es gab tatsächlich eine Buchhandlung. Außer Büchern verkauften sie dort Spielzeug, Schulbedarf, Kugelschreiber und Papier. Wir standen hinter der Theke und plauderten. Ein paar von seinen Bekannten kamen. Wir plauderten weiter. Vielleicht fünf Leute. Jemand kam herein, um Buntstifte zu kaufen. Jemand kam herein und ging gleich wieder, offenbar eingeschchtet durch unsere Anwesenheit. Ich unterschrieb ein Blatt Papier, und wir gingen los, um ein bisschen durch diese Stadt zu laufen, die am Rande des Bekannten lag. Vielleicht war es im Herbst? Oder vielleicht bewirkte dieser Rand, dass die Dunkelheit so früh anbrach und man nur gehen und reden, in Gedanken woandershin aufbrechen konnte. Hin und wieder setzten wir uns an warme Orte, denn es war nicht nur dunkel in dieser Stadt, sondern auch kalt. Zum Beispiel in einen Keller oder auch ins Souterrain eines normalen Wohnblocks, der zu einem – sagen wir – Kulturklub umgestaltet worden war. Mit stylishen Tischen,